Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau

Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft

Band: 13 (1945-1946)

Artikel: Stimmen eines anderen Deutschland? : Zu den Zeugnissen von Wiechert und Bergengruen

Autor: Frisch, Max

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759192

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

STIMMEN EINES ANDEREN DEUTSCHLAND?

Zu den Zeugnissen von Wiechert und Bergengruen

VON MAX FRISCH

Die Aufgabe, die sich uns stellt, wenn wir die neulich erschienenen Werke eines Ernst Wiechert daraufhin betrachten, ob und wie weit sie als die Stimme eines sogenannten anderen Deutschland gelten können, diese Aufgabe ist leider eine peinliche, zugleich eine dringende.

Wir wissen, daß Ernst Wiechert zu den Männern gehört, die den Mut zum persönlichen Widerstand hatten, die eine Haltung zeigten, und zwar nicht in Uebersee, sondern mitten im Dritten Reich selber, eine Haltung, der wir nur mit größter Achtung gegenüberstehen können; dies um so mehr, als ja kaum einer von uns schon bewiesen hat, daß er zu dieser Haltung, die wir von uns und den andern fordern, im entscheidenden Augenblick selber fähig ist.

Das ist das eine.

Das andere sind die literarischen Zeugnisse, die nun von diesen Männern des deutschen Widerstandes kommen, ihre Berichte, ihre Gedichte, ihre Erzählungen, deren künstlerischer Wert allein durch die Nachricht, daß ihr Verfasser im Kerker war, natürlich in keiner Weise berührt wird; dieser Umstand, daß beispielsweise Wiechert ein halbes Jahr lang in Buchenwalde war, erhöht nur unsere Erwartung ihnen gegenüber, unseren Anspruch auf Antwort, wessen Geistes dieser tapfere Widerstand war, unsere Hoffnung, daß uns hier die Stimme jenes immer wieder verheißenen anderen Deutschland anrede, dem unsere Sehnsucht gilt und unsere ganze Bereitschaft zum Gespräch, zu europäischer Nachbarschaft.

Der Totenwald, ein Bericht

Wiechert erzählt, wie er der Winterhilfe seinen weiteren Beitrag verweigert, solange Niemöller, der zu Festungshaft verurteilt wurde und nach Dachau kam, nicht sein Recht geschehe; wobei es Wiechert durchaus als Ordnung und Recht empfände, wenn es beim Spruch des Gerichtes bliebe, also bei Festungshaft, die das Gericht als verbüßt erkannte. Das Gericht, sein Spruch, wird nicht in Zweifel gezogen.

Es empört ihn erst die Willkür gegen den richterlichen Spruch, die offene Verletzung des Staates.

> Hier war Recht und Gesetz gebrochen ... Und gleichviel, ob der Unglückliche die Kanzel mißbraucht hatte oder nicht: hier wollte man weder strafen noch bessern noch sühnen. Hier wollte man nur vernichten, wie der Mörder seinen Zeugen vernichtet.

Und gleichviel —

Wiechert träumt von Niemöller, wie er poetisch sagt: als schwebe das Haupt auf einem silbernen Nebel, wie das Haupt des Täufers auf der Silberschüssel; damals erkannte er, Wiechert, daß es ihm bestimmt sein würde, mit diesem Haupt zu leiden. Von sich selber sagt er:

> Zwar hatte er in Reden und Schriften, in Briefen und Vorlesungen bekannt, was wenige seiner Zeit bekannt und gesagt hatten. Doch war ihm dies nicht nur durch den weiten und wohl auch tiefen Widerhall erleichtert worden, den seine Worte im Reich und jenseits der Grenze gefunden hatten. Er war auch darüber hinaus zuzeiten der Meinung, daß man nicht wagen würde, sich seiner Person mit den üblichen Mitteln der Gewalt und Gesetzlosigkeit zu bemächtigen, weil man das Aufsehen scheuen werde, das solch eine Tat bei allen rechtlich Denkenden erzeugen mußte.

Wiechert wird dennoch verhaftet. Er berichtet sehr eindrücklich seine Zeit im Gefängnis, zusammen mit den Namenlosen. Dann der Weg ins Lager, dessen Greuel er eben aus Erzählungen erfahren hat.

> Wieder legte man ihnen Ketten an und führte sie ans Ende des Bahnsteiges, wo man sie eine Viertelstunde stehen ließ. Er war während seiner Vortragsreisen einmal in dieser Stadt gewesen, und er haßte sie seit vielen Jahren; nun erwies sie sich dieses Gefühles durchaus wert, denn die Ankunft dieser Wagen schien für die Bevölkerung ein gewohntes und sehr genossenes Fest zu sein. Zu Hunderten stand sie an den Gittern des Bahnhofgebäudes und erfreute sich mit lauter Heiterkeit an der Unterbrechung ihres Daseins. Doch sah Johannes auch zwei Damen stehen, die ihn wohl aus seinen Büchern kennen mochten und die schweigend mit strömenden Tränen zu ihm herüberblickten. Er konnte die linke Hand bewegen und machte eine Gebärde mit ihr, als lohne es sich nicht, um so weniges schon Trauer zu zeigen.

Vermutlich handelt es sich um die gleiche deutsche Bevölkerung, die heute, wie wir hören, leider von allem nichts wußte, nichts ahnte. Aber nicht darum geben wir diese Stelle; sie kennzeichnet den Ton, der durch das ganze Buch geht:

> Es war ihm, als seien die Augen aller seiner Leser auf ihn gerichtet, und er nickte ihnen beruhigend zu. Für ihn sollte der Hahn nicht krähen.

Das ist wichtig. Nicht weil es uns eine alte Hoffnung zerschlägt, die Hoffnung, das große und vor allem das allgemeine Leiden könnte uns davon befreien, daß wir von uns selber so eingenommen sind. Wichtig ist dies: wir lesen den Bericht eines Bevorzugten. Dabei geht es nicht einmal um die kleinen und dennoch wesentlichen Vergünstigungen, die Wiechert auch in Buchenwalde noch genießt gegenüber den Namenlosen, die kein Machthaber kennt und die nicht herauskommen mit dem Versprechen, zu schweigen. Der Vorzug besteht darin, daß dieser Leidende, Wiechert, stets die Augen einer großen Leserschaft auf sich versammelt fühlt und daraus eine Kraft zur tapferen Haltung gewinnt, die das Heer der Namenlosen, welche sich in keinem Rampenlicht wissen, aus einer ganz anderen Tiefe beziehen müssen. Somit ist das, was wir eben einen Vorzug nannten, vielleicht auch ein Fluch; jedenfalls vermindert er die Gültigkeit dieses Berichtes. Es ist, wenn auch auf einer künstlerisch viel geringeren Stufe, der gleiche Fall wie beim Rumänischen Tagebuch von Hans Carossa; auch jenes ein gefährliches Buch, wenn man es als Kriegstagebuch nahm und darin eine mögliche Haltung gegenüber dem Kriege suchte, wo es in Wahrheit nur das Tagebuch eines Arztes ist, eines Heilenden und Helfenden, also eines Bevorzugten, der nur ein einziges Mal vor die wesentliche Frage des Krieges gestellt wird: das Gebot des Vaterlandes, das uns zum Töten verpflichtet, oder das andere Gebot, daß man nicht töten soll. Man erinnert sich jener Stelle: Carossa steht vor einem Scherenfernrohr, entdeckt als einziger die schanzenden Feinde und hat die Wahl, zu schweigen oder zu sprechen, was das tödliche Feuer der deutschen Batterie bedeutet, und die Stelle, die wesentliche in bezug auf den Krieg, bleibt offen, ohne Entscheidung, unverbindlich in der Frage, woran Millionen von Soldaten zerbrochen sind, Millionen von Namenlosen und Nicht-Bevorzugten. Carossa war sich wenigstens bewußt, daß er keine Antwort gibt; Wiechert stellt sich nicht einmal eine klare und nüchterne Frage; unverwandelt, wie er ist, was schon aus der Melodie und der Metaphorik seiner Sprache hervorgeht, begnügt er sich mit Klagen einer gefährlich verschwommenen Art:

> Welche Scham für das Menschengeschlecht, zu meinen, daß mit körperlicher Züchtigung Weltanschauungen zu rächen oder auszutreiben wären! Welch ein vernichtender Maßstab auch für die Kultur so mancher Völker der Gegenwart! Und waren nicht hundertundfünfzig Jahre vergangen, seit Mozart die Arie reiner Menschlichkeit in der Zauberflöte geschrieben hatte?

Man lese solche Sätze genau.

Wovon ist die Rede? Daß sich das Menschengeschlecht — nicht der Deutsche, sondern das Menschengeschlecht — schämen muß über

Dinge, die in Buchenwalde geschehen sind, 1938, also vor dem Krieg und vor irgendeinem Greuel, den später auch andere aus Notwehr und Ansteckung begangen haben; es wird, solange es um Versagen und Schuld geht, ganz allgemein von der Kultur so mancher Völker der Gegenwart gesprochen, immer hymnisch verschwommen, und genau wird Wiechert erst da, wo es um die erhabene Leistung geht, die Arie der Menschlichkeit, erschaffen von einem Deutschen, Mozart.

Oder, als Wiechert ein einziges Mal im Steinbruch arbeiten muß und sieht, wie dort die Juden auf höhnische Weise zu Tode geschunden werden, heißt es:

> Und mochten jene (die Juden) schuldig sein an manchem in der Summe ihres Lebens, mochte das ganze Volk schuldiger sein als andere Völker: hier zerging ihre Schuld in nichts vor der Schuld derjenigen, die sich als das neue Volk priesen. Furchtbarer war niemals gebüßt worden, als jene büßten. Und mehr Schande war niemals auf die Stirne eines Volkes gefallen als auf jenes, das nun ihre Henker stellte.

Das ist übrigens alles, was Wiechert auszusprechen hat, als er die deutsche Lösung der Judenfrage sieht. Man achte auf die Wörter: «Mochte das ganze Volk (der Juden) schuldiger sein als die anderen.» Und: «Furchtbarer war niemals gebüßt worden, als jene büßten.» Auch für Wiechert, den Widerstandsdeutschen, den man bei uns ohne Zögern als die Stimme des edlen Deutschland begrüßt und in Mengen liest, steht es also fest, daß es das Phänomen einer kollektiven Schuld gibt. Wenigstens solange es das jüdische Volk betrifft. Er erschrickt nicht einmal über diesen Gedanken, der ihm so geläufig und selbstverständlich scheint, daß er nicht mit einem Wort erwähnen muß, wofür «jene» büßen. Und daß dieses sein eigenes Denken vielleicht schon eine Mitschuld sein könnte an alledem, was er mit Ekel und Entsetzen sieht, wird nicht erwogen. Eine kollektive Schuld des deutschen Volkes, darauf kommt Wiechert überhaupt nicht zu sprechen, persönlich unschuldig, wie er sich weiß; er sagt von sich: «Des Reiches Schande war nicht seine Schande.»

In diesem gefährlichen Mangel an Denkkraft, der sich so gerne für Tiefe des Gemütes hält, verliert sich das ganze Buch, unseres Erachtens unerträglich, noch bevor unsere Meinungen als solche auseinandergehen; das tun sie allerdings schon im Vorwort:

> Dieser Bericht will nichts sein als die Einleitung zu der großen Symphonie des Todes, die einmal von berufeneren Händen geschrieben werden wird.

Eben das, scheint uns, ist es nicht, was die Welt jetzt erwartet; kein deutsches Kunstwerk wird Deutschland retten, im Gegenteil, die

Symphonie ist vielleicht der einzige Beweis, den Deutschland nicht mehr zu erbringen hat: daß es aus allen Katastrophen früher oder später mit Kunstwerken hervorgegangen ist, die ihm selber den Glauben gaben, die Kultur über den Kulturen darzustellen, aber noch kaum einmal mit der Gestaltung einer staatlichen Gemeinschaft und eines lebbaren Verhältnisses zu den anderen Völkern, die Kultur haben. Diese Aufgabe ist heute, wo die begreiflichen und unbegreiflichen Fehler der Besetzungsmächte hinzukommen, ungeheuer. Melancholisch steht Wiechert unter einer Eiche, die Goethe und Charlotte von Stein beschattet habe, im Grunde auch schon getröstet, da er sich näher bei Goethe fühlt als bei der deutschen Wirklichkeit und Gegenwart, die unter dieser Eiche stattfindet; ohne auch nur die augenblicklange Frage: warum dieser Goethe, dessen Geisteshöhe uns bekannt und lange genug als Aushängeschild benutzt worden ist, und alle die anderen Schätze, die diesem Volk geschenkt wurden, Mozart und Hölderlin, die er anruft, warum all dies gerade das deutsche Volk vor nichts bewahrt hat.

«Gott ist gestorben.»

Weil er von der Mehrzahl des deutschen Volkes verhöhnt wurde? Dieser Gedanke, aufschlußreich in seiner Art, spukt auch durch ein anderes Werk von Ernst Wiechert: «Totenmesse». Im Gedanklichen unterscheidet es sich kaum von dem Bericht; nur in der Form, es ist eine Dichtung in Reimen.

> Hab keine Kameraden, kein Fahnentuch,
> keine Trommel, die mir zum Tode schlug.

Oder:

> Will fluchen dem Schoß, in den er Samen gesenkt,
> will fluchen der Brust, die sieben Söhne getränkt.

Oder:

> Endlich aus unsrer unlöslichen Hüllung
> trägt uns der Tod in das flutende All,
> und in dem Becher der tödlichen Kühlung
> löst sich, ach, endlich der Tropfen der Qual.

Im Nachwort zum «Totenwald» heißt es:

> Der Verfasser dieser Erinnerungen glaubt zu wissen, daß sein Name in der abendländischen Welt als der Name eines stillen und wahrhaftigen Menschen guten Willens geachtet wird... Er gehört zu den Menschen, die mit den Dingen des Lebens eine Verwandlung vornehmen müssen, um sie in sein Schicksal einordnen zu können. Nicht eine Verwandlung in eine andere Wirklichkeit, sondern in eine höhere Wahrheit, eben in die der Kunst.

Das ist ein Bekenntnis, das uns nachdenklich machte, auch wenn die Verse, die Wiechert schreibt, wirkliche Kunst wären; auf die Frage,

die wir unter der deutschen Eiche bei Buchenwalde-Weimar erwartet haben, hier die unbewußte Antwort eines Mannes, der durch Buchenwalde gegangen ist, der sich guten Willens weiß und den Sterbenden versprochen hat, er werde sie niemals vergessen:

«Nicht Verwandlung in eine andere Wirklichkeit . . .»

Der junge Verlag der Arche, der in kurzer Frist eine achtenswerte Leistung zustande gebracht hat und sich mit Ernst darum bemüht, der deutschen Stimme ein Forum wiederzugeben, bringt eine weitere Arbeit von Ernst Wiechert, die sich mit dem Krieg befaßt, eine Novelle: «Der brennende Dornbusch». Warum hat dieser Ton uns einmal bezaubert; warum stößt er uns heute ab? Die erwähnte Novelle, die wir mindestens streckenweise, gemessen am Ernst ihres Anliegens, als blonden Edelkitsch empfinden, ist die angenehmste Art, am abendländischen oder mindestens am deutschen Leiden mitzutrauern. Der Leser wähnt sich erschüttert, wo er im Grunde nur beglückt ist über eine Gefühligkeit in seiner Brust, die er für Erschütterung hält. Was aber ist erschüttert? Im Grunde nichts. Wir können weiterleben wie vorher — ohne Verwandlung in eine andere Wirklichkeit —, denn nichts auf Erden kann geschehen, was sich nicht mehr ins Gemüthafte poetisieren ließe; umsonst ist die Sintflut, sooft sie kommen mag, es bleibt uns immerdar die Ausflucht ins Pathos, in das vertraute Pathos des bloßen Gemütes. Gerade dieses Vertrauen, das des Teufels ist, wird nicht erschüttert, keinen Atemzug lang. Und es ist so schön, traurig zu sein; aber nicht genug, bloß traurig zu sein. Gerade wir Außenstehenden, die sich bewußt bleiben, daß sie die Not nicht unmittelbar erlitten haben, sondern nur aus der Ahnung der jahrelang Gefährdeten, hätten eigentlich erwartet, daß uns ein vollkommen veränderter Ton begegne, ein Ton der tiefen Ernüchterung, ohne Hymnik, ohne die verfängliche Ehrfürchtigkeit vor allem Unklaren, die sich auch überall dort, wo man die Dinge durchaus beim Namen nennen kann, im Ahnungshaften begnügt und berauscht; ein Ton ohne Weihrauch, ein Ton ohne die einlullende Wehmütigkeit, die nicht einmal Trauer, sondern nur Selbstgenuß der Trauer ist; ein Ton ohne die Ausflucht in den Nebel, die Ausflucht ins Gemüthafte. Jedenfalls bei Wiechert finden wir diese Veränderung nicht, obschon er durch das Leiden hat gehen müssen, und jeder Leser, der auch nur einen Löffel voll eigenen Gemütes hat, wird ihm getreulich Folge leisten: gerade weil er nirgends hinführt. Nichts trägt sich leichter als dieser Schleier von alles umfassender Ehrfürchtigkeit. Brecht hat ihn zerrissen, lange schon, in seiner Art und an seinem Ort. Ohne Sorge um die Poesie, die einer hat oder nicht hat. Gerade aus dem Bewußtsein, daß das Geheimnis groß und uferlos bleibt, noch wo ihm mit

allen Mitteln menschlichen Geistes begegnet wird, gerade aus dieser Verzweiflung ekelt uns vor jenen Zeichnern, die mit dem Daumen über jeden Strich ihres Bleistiftes fahren, um ihn poetisch zu machen, schummern, um geheimnisvoll zu sein und somit bedeutsam. Eben das nennen wir Kitsch. Das Gemüt in Ehren, das Gemüt als solches! Nur wissen wir wenigstens für unsere Lebenszeit, wie leicht und ungestört das Tier gedeihen kann hinter diesem Nebel. Man betrachte sich noch einmal die Architektur der Hitlerzeit, den Wohnbau: die Heime und Schulungsburgen voll Schmiedeisen und Geschmack, voll Holz und Naturstein und Leuchter für Kerzen und Gemüt, bezaubernd für jeden, der mit Gemüt zufrieden ist. In Wahrheit, die über das bloße Gemüt hinausgeht, waren es die Kinderstuben für Henker. Was heißt das? Wiechert hätte schon darüber stutzen können, daß Hunderttausende zu seinen begeisterten Lesern gehörten und ebenso zur Partei, die ihn später einsperrte. Warum das? Das bloß Gemüthafte, was er seinen Lesern vorzüglich bietet, stellt noch keine Alternative. Und eben darum wird das Gemüt, sogar das edle Gemüt, wie es in Wiechert eine so erfolgreiche und allein durch diesen Erfolg bedeutsame Stimme gefunden hat, niemals genügen, um Deutschland vor sich selber zu retten, nicht einmal, um eine benutzbare Brücke herzustellen zwischen der Welt und dem deutschen Menschen, die beide einander brauchen. Er wende sich ja gar nicht an die Welt, kann man engegnen. Die Frage aber, was Deutschland zu tun gedenkt, und zwar das wirkliche gegenwärtige Deutschland, kann in diesem Jahrhundert, nachdem Deutsche einen großen Teil der abendländischen Welt zerstört und Millionen von Außerdeutschen erschossen oder verbrannt haben, kein innerdeutsches Selbstgespräch bleiben; die Welt, die in Reden oft angerufene, wartet auf Antworten, nicht auf Wehmut.

Betreffend Antwort:

Dieser Tage konnte man den Hirtenbrief eines deutschen Bischofs lesen, worin die entsetzliche Not, die heute auch über Deutschland hereingebrochen ist, als Sühne begriffen wird; unter anderem als Sühne auch dafür, daß man die guten Generäle durch schlechte und verantwortungslose ersetzt hat. Zum Schluß heißt es: «Aber das Schlimmste ist der Verlust der deutschen Ehre.» Von hier ist es noch ein Schritt, den der Bischof nicht getan hat, und wir stehen da, wo heute noch, wie uns verschiedene Berichte zeigen, die große Mehrheit des deutschen Volkes steht: in der bitteren Reue darüber, daß der Versuch nicht gelungen ist, im offenen Bekenntnis, daß die Ausführung eines Wollens, das man als solches keineswegs verneint, häßlich war und fehlerhaft, für Deutschland unehrenhaft. Wie der Bischof sagt: Aber das Schlimmste ist der Verlust der deutschen Ehre. Ein

Mensch steht vor den Leichen derer, die er, befallen von einem Wahnsinn, ums Leben gebracht hat: Was habe ich getan! ruft er: Ich habe mein Leben verpfuscht, meine Ehre verpfuscht! Das aber ist eine Verzweiflung, die ganz und gar auf seine eigene Person beschränkt bleibt, und ein solcher Mensch schiene uns unendlich weit auch nur von der Reue entfernt. — Obschon er es selber als Reue ausgibt.

Die Gerechtigkeit verlangt nun, daß wir von Ernst Wiechert auch ein Gedicht erwähnen, das in keinem seiner Bücher steht, uns aber dennoch erreicht hat, ein Zeugnis offenbar der jüngsten Zeit, das die meisten Einwände, welche wir den genannten Werken gegenüber auszusprechen für nötig hielten, nicht verdient. Es heißt:

Rings um ihn still die Wälder stehn,
rings um ihn still die Ströme gehn,
und goldne Sterne scheinen.
Wie haben wir doch zugebracht
wie ein Geschwätz bei Tag und Nacht
so Lachen wie Weinen.

Nun lassen Habe wir und Haus;
wir ziehen unsre Schuhe aus
und gehn mit nackten Füßen.
Wir säten Tod und säten Qual,
auf unsern Stirnen brennt das Mal,
wir büßen, wir büßen.

Und nächtens pocht es leis ans Tor,
und tausend Kinder stehn davor
mit ihren Tränenkrügen.
Und weisen still ihr Totenhemd
und sehn uns schweigend an und fremd
mit schmerzversteinten Zügen.

O gib den Toten Salz und Korn
und daß des Mondes Silberhorn
um ihren Traum sich runde!
Und laß indessen Zug um Zug
uns leeren ihren Tränenkrug
bis zu dem bitt'ren Grunde.

Und gib, daß ohne Bitterkeit
wir tragen unser Bettlerkleid
und Deinem Wort uns fügen.
Und laß uns hinterm Pfluge gehn,
solang die Disteln vor uns stehn,
und pflügen und pflügen.

Und führe heut und für und für
durchs hohe Gras vor meiner Tür
die Füße aller Armen.
Und gib, daß es uns niemals fehlt
an dem, wonach ihr Herz sich quält:
ein bißchen Brot und viel Erbarmen!

Wäre uns dieses Gedicht allein begegnet, wir hätten die Geistesart seines Verfassers vermutlich keinen Augenblick lang befehdet. Und das wäre auch für uns angenehmer gewesen.

Eine andere Stimme:

Völker der Welt, die der Ordnung des Schöpfers entglitt,
Völker, wir litten für euch und eure Verschuldungen mit . . .
Völker der Welt, der Abfall war allen gemein:
Gott hatte jeden gesetzt, des Bruders Hüter zu sein.
Völker der Welt, die mit uns dem nämlichen Urgrund entstammen,
zwei Jahrtausende stürzten vor euren Grenzen zusammen,
alles Schrecknis geschah vor euren Ohren und Blicken,

und nur ein Kleines war es, den frühen Brand zu ersticken ...
Sicher meintet ihr euch hinter Meeren und schirmendem Walle
und vergaßt das Geheimnis: was einen trifft, trifft alle.
Jeglicher ließ von der Trägheit des Herzens sich willig verführen,
jeglicher dachte: Was tut es, an mich wird das Schicksal nicht rühren,
ja, vielleicht ist ein Vorteil, das Schicksal läßt mit sich reden!
Bis das Schicksal zu reden begann, ja, zu reden mit einem jeden.
Bis der Dämon, gemästet, von unserem Blute geschwellt,
brüllend über die Grenzen hervorbrach, hinein in die Welt.
Völker der Erde, ihr haltet Gericht; vergeßt dieses Eine nicht:
Immer am lautesten hat sich der Unversuchte entrüstet,
immer der Ungeprüfte mit seiner Stärke gebrüstet,
immer der Ungestoßene gerühmt, daß er niemals gefallen.
Völker der Welt, der Ruf des Gerichtes gilt uns allen.
Alle verklagt das gemeinsam Verratene, gemeinsam Entweihte,
Völker, vernehmt mit uns allen das Göttliche: Metanoeite!

Betrachten wir diesen Anruf, ohne zu fragen, wo er steht und wen er zum Verfasser hat. Ein Deutscher sagt den Völkern der Welt: Wir litten für euch und eure Verschuldungen mit. Sagt es zu einem Kreis von Völkern, die unter deutscher Besetzung immerhin das ihre gelitten haben. Gott hatte jeden gesetzt, des Bruders Hüter zu sein; er sagt es nicht der deutschen Bevölkerung, die die Pogrome am nächsten gesehen hat, sondern den Völkern jenseits der Meere. Und ein Kleines war es, den frühen Brand zu ersticken. Ganz sachlich: Wie? Mit einem Präventivkrieg gegen Deutschland? Ein Verbrecher, heißt das, klagt das menschliche Gericht an, erstens, daß es ihn nicht von Geburt an eingesperrt habe, um seinen Amoklauf zu hindern, zweitens beruft er sich darauf, daß vor Gott alle Menschen schuldig sind: die Verbrannten von Oradour nicht anders als jene, die sie in die Kirche sperrten und verbrannten. Ein deutscher Dichter ruft ihnen zu: Vernehmt mit uns allen das Göttliche: Metanoite, tut Buße!

Geht das an?

Wenn auch vieles, was dieses heikle Gedicht sagt, unsrer Meinung nach wahr ist, bleibt immer noch die entscheidende Frage, wer diese Dinge sagt; entscheidend darüber, ob einer die Wahrheit sagt, die auszusagen als seine nächste Aufgabe ihm aufgetragen ist, oder ob er sich nur auf eine Wahrheit beruft, um seine eigene und unvertauschbar eigene Wahrheit aufzulösen in eine allgemeine. Das letztere aber bedeutet, daß er, wenn ein Deutscher unsrer Tage das sagt, die deutsche Schuld auf eine religiöse Weise auflösen will in die allmenschliche Schuld. Was diese allmenschliche Schuld betrifft, überlasse er es getrost den Dichtern aller anderen Völker, ihren Anteil daran auszusprechen und auf sich zu nehmen, und auch uns gebe er die Chance, daß wir ins reine kommen mit unserem Teil an babylonischem Hochmut; so wie wir ihm diese Chance geben. Einmal mehr

spüren wir aus diesem Gedicht, daß die Wahrheit nicht in einem Wort liegt, sondern im Verhältnis zwischen Wort und Standort, wo es gesprochen wird, und hier stimmt dieses Verhältnis nicht.

Werner Bergengruen, den wir als einen der großen deutschen Dichter der Gegenwart verehren, stellte dieses Gedicht, das wir nur auszugsweise zitieren konnten, ans Ende von insgesamt achtzehn Gedichten — *Dies irae,* ebenfalls im Verlag der Arche erschienen — und man tut Bergengruen selber Unrecht, wenn man es allein vorliest, ohne die siebzehn anderen; das aber wird noch häufig geschehen, genehm, wie es dem deutschen Munde ist. Vorher aber heißt es zum Beispiel:

In der gnadenlosen Schwüle
tödlich lagen wir gefangen.
Mahlte noch die dunkle Mühle
oder war auch sie zergangen?

Manchmal hörten wir ein Knistern.
klopften nachts die Totenuhren —
bis erlösend aus Kanistern
blanke Feuer niederfuhren.

Hier spricht, was wir das andere Deutschland nennen dürfen, jenes nämlich, das weiß, warum die Kanister fielen. Wer uns bloß seine persönliche Unschuld beteuert und vielleicht sogar beweisen kann, zählen wir noch nicht dazu, im Gegenteil. Ein anderes Deutschland sehen wir erst in jenen, die die deutsche Schuld gegenüber der Welt einsehen und bekennen, möglichst unverblümt, die den überpersönlichen Fluch auf sich nehmen, diesem Volke anzugehören, Fluch im antiken Sinne, und die zur Sühne bereit sind, und zwar schon im Diesseits, ohne Vertröstung auf das Jüngste Gericht, das, wie der Gläubige sagt, gerade auch jene Bereitschaft in der Zeit wägen wird.

Ich hatte dies Land in mein Herz genommen,
Ich habe ihm Boten um Boten gesandt.
In vielen Gestalten bin ich gekommen,
Ihr aber habt mich in keiner erkannt.

Ich klopfte bei Nacht, ein bleicher Hebräer,
ein Flüchtling, gejagt, mit zerrissenen Schuhn.
Ihr riefet dem Schergen, ihr winktet dem Späher
und meintet noch Gott einen Dienst zu tun.

Ich kam als zitternde geistgeschwächte
Greisin mit stummem Angstgeschrei.
Ihr aber spracht vom Zukunftsgeschlechte.
Und nur meine Asche gabt ihr frei.

Verwaister Knabe auf östlichen Flächen,
ich fiel euch zu Füßen und flehte um Brot.
Ihr aber scheutet ein künftiges Rächen,
ihr zucktet die Achseln und gabt mir den Tod.

Ich kam als Gefangener, als Tagelöhner,
verschleppt und verkauft, von der Peitsche zerfetzt.
Ihr wandtet den Blick von dem struppigen Fröner —
Nun komm ich als Richter: Erkennt ihr mich jetzt?

Wichtig scheint uns hier, daß nicht nur vom deutschen Leiden oder von einem allgemeinen Leiden gesprochen wird, sondern von dem Vielfachen an Leiden, das Deutsche über die anderen Völker gebracht haben und das ganz genau benannt werden kann. Mit dem Bewußtsein, das Bergengruen hier ausspricht, ist die Versöhnung noch nicht geleistet, aber ohne dieses Bewußtsein, das nicht nüchtern genug sein kann, ist sie überhaupt nicht möglich; es ist die Schwelle, die Millionen von Deutschen noch nicht einmal sehen, und dann ist immer noch die Frage, ob sie die Schwelle auch wirklich betreten wollen, und zwar mit wirklichen Füßen, ohne Mystifikation. Es ist, was das Schicksal von diesem anderen Deutschland verlangt, ein ungeheurer Gang; es ist aber der einzig mögliche, der es in die Welt zurückführen kann. Alles andere ist der Untergang. Wie groß oder klein, wie allgemein oder vereinzelt es sein wird, dieses andere Deutschland, davon hängt nun alles ab. Auch für uns, die wir deutscher Sprache sind. Wir entgehen unserem Schicksal nicht, das mit dem deutschen niemals identisch ist, dennoch verkettet mit ihm; darüber hilft uns kein Amerikanismus, kein Sowjetismus hinweg. Die immerhin noch kleine Anzahl von Schweizern, die heute entschlossen sind, den deutschen Nachbarn mit jeder uns möglichen Hilfe beizustehen, sind sich bewußt, daß ihre Bereitschaft zum Gespräch nicht eine Huld, sondern eine blanke Forderung der Not ist, sogar der eignen; wir können nicht auf die Dauer neben einem Abgrund wohnen. Und gerade darum wehren wir uns gegen jede Tendenz, die den vorhandenen Abgrund leugnen, vergessen, ästhetisieren oder sonstwie übertünchen will. Helfen heißt nicht vergessen. Es heißt nur, daß wir uns der Hoffnung auf ein mögliches demokratisches und europäisches Deutschland, die auch für uns die einzige Hoffnung auf Zukunft ist, nicht bloß hingeben, sondern verpflichtet fühlen. Wir können eine Nachbarlichkeit nicht erwarten, zu der wir nicht unsrerseits bereit sind, und zwar jetzt, wo sie eigentlich gegründet werden muß, nicht bloß angeknüpft an eine frühere, an Fäden, denen wir nicht mehr vertrauen können und die auch für uns endgültig zerrissen sind.